

SIMENON



Der Umzug

Mit einem Nachwort von
Friedrich Ani

ROMAN ■ KAMPA

2

Alain kam kurz vor halb sechs durch die Glastür und setzte sich in einen der freien Sessel, ohne seinen Vater zu begrüßen. Er hatte seine Hausaufgaben und Vorbereitungen offenbar schon in der Schule erledigt, denn er ließ die abgenutzte und wie immer viel zu vollgestopfte Tasche neben sich auf den Teppich fallen.

Émile Jovis, der am Telefon aufgehalten wurde, betrachtete ihn und spürte einen leisen Stich. Sicher, Alain war fast gut aussehend. Er hatte zwar das runde Gesicht der Jovis' geerbt, aber nicht Émiles kleine, lächerliche Nase und die weit auseinanderstehenden Augen. Alain hatte die Augen seiner Mutter, braun mit goldenen Pünktchen, sanft und friedlich.

Aber den Jungen umgab etwas Geheimnisvolles. Er beobachtete alles um sich herum, auch seinen Vater, aber man konnte nicht erkennen, was ihm auffiel oder ihn besonders interessierte.

Émile fragte sich oft, wie sein Sohn ihn sah. Was er von ihm hielt. Er war froh, dass Alain ihn gerade in diesem Moment sah: geschäftig, kompetent, schnell, ungezwungen – einer, der sein Handwerk beherrschte, spielend von einer Sprache in die andere wechselte, freundlich zu den Kunden, aber nicht unterwürfig.

Ein langer Weg lag hinter ihm seit der Lehrzeit beim Notar Depoux. Über Jahre hatte er fast jeden Abend und einen Teil seiner Nächte der Weiterbildung geopfert. Das Ergebnis: Seit drei Jahren besaßen sie ein Auto; seit zwei Tagen wohnten sie in einer neuen, komfortablen Wohnung.

Könnte Alain nicht hin und wieder eine gewisse Bewunderung zeigen? Vielleicht nicht Bewunderung, sondern – wie sollte man es ausdrücken? – Achtung.

Könnte er nicht einfach anerkennen, welche Position sein Vater nun innehatte? So wie der kleine Dutoit zum Beispiel, der immer staunte:

»Ich frage mich, wie Sie das machen, Monsieur Jovis. Man hat nie das Gefühl, dass Sie den Leuten etwas andrehen. Aber Sie bringen es fertig,

Rentner, die sich nach einem kleinen, günstigen Hotel an der Küste des Ärmelkanals erkundigen, auf Weltreise zu schicken ...«

Zwischen zwei Kundengesprächen ging er zu seinem Sohn.

»Es dauert nicht mehr lange.«

»Ich habe Zeit.«

Schon in der Rue des Francs-Bourgeois hatte Alain nur wenige Freunde gehabt. Manchmal sah man ihn mit einem Mitschüler durch die Straßen gehen. Sie sprachen kaum ein Wort miteinander und drehten sich nicht nach Mädchen um.

»Wer ist dein neuer Freund?«

»Er ist kein Freund, bloß ein Kumpel. Er heißt Julien.«

»Julien ... Und wie weiter?«

»Masereau.«

»Wohnt er hier im Viertel?«

»In der Rue de Turenne.«

»Warst du schon mal bei ihm?«

»Nein.«

»Weißt du, was sein Vater macht?«

»Nein.«

Es interessierte ihn nicht. Diese Frage schien ihn jedes Mal aufs Neue zu überraschen, so als würden die Väter nicht zählen, als hätte ihr Beruf nichts mit dem Leben der Kinder zu tun.

Ein wenig später im Auto, nachdem er das Eisengitter des Reisebüros heruntergelassen hatte, versuchte Jovis ein Gespräch in Gang zu bringen.

»Hast du heute was gelernt?«

»Ich weiß nicht.«

»War es nicht zu heiß im Klassenraum?«

»Die Fenster standen offen, aber bei dem Straßenlärm konnte man den Lehrer kaum verstehen.«

Über die Lehrer sprach er auch fast nie. Sie wussten nur, dass der Lateinlehrer schon ziemlich alt war und sich laut schnäuzte.

»Ärgert ihr ihn?«

»Wenn wir uns langweilen, schnäuzen wir uns einer nach dem anderen und dann alle zusammen.«

»Wie reagiert er darauf?«

»Überhaupt nicht. Er schnäuzt sich ebenfalls und sagt:

- ›Messieurs, da Sie fertig sind, fahre ich nun fort.«
- ›Glaubst du nicht, dass ihr ihn unglücklich macht?«
- ›Er kennt es nicht anders.«
- ›Und die anderen Lehrer?«
- ›Die sind nicht übel.«

War auch Jovis in den Augen seines Sohnes »nicht übel«? Er konnte über Alain nicht klagen. Er lernte zwar nicht viel, hatte aber trotzdem gute Noten und war einer der besten Schüler seiner Klasse. Zu Hause war er sehr still, fast zu still, meistens las er, auf dem Fußboden im Wohnzimmer oder auf seinem Bett liegend.

- ›Warum gehst du nicht ein bisschen raus?«
- ›Weil ich keine Lust habe.«

War der Kontakt zu seiner Mutter enger, wenn Émile nicht da war? Jovis wagte nicht, Blanche danach zu fragen. Er stellte ihr höchstens knappe, neugierige Fragen.

- ›Erzählt er dir von seinen Mitschülern?«
- ›Selten.«
- ›Findest du ihn nicht ein wenig verschlossen?«
- ›Ich glaube, in dem Alter sind alle Kinder so.«

Galt dasselbe nicht auch für Blanche? Hatte Émile je gewusst, was in ihrem Inneren vorging? Sie klagte niemals, nicht einmal als sie noch sehr wenig Geld hatten. Damals, vor Alains Geburt, hatte sie für Nachbarinnen geschneidert und abends, während er sich mit Buchführung und Sprachen befasste, genäht.

Sie beschwerte sich nie, dass sie müde sei. Sie hatte nie eine andere Meinung als er.

Musste man daraus schließen, dass sie immer mit ihm einig war, oder aber, dass sie resigniert hatte?

Sie liebten einander sehr. Wenn er an sie dachte, dann immer mit Zärtlichkeit, und in diese Zärtlichkeit mischte sich ein wenig Mitleid.

Sie hatte weder ihren Vater noch ihre Mutter gekannt. Beide waren »bei einem Zugunglück ums Leben gekommen«, als Blanche noch ein kleines Kind war. Jedenfalls lautete so die offizielle Version, die man den Leuten erzählte, wenn sie fragten.

In Wahrheit war es anders gewesen. Auch wenn ein Zug durchaus eine Rolle gespielt hatte. Ihr Vater, ein Landarbeiter, trank und schlug seine Frau.

Sie wohnten damals in einem tristen Dorf im Norden, Sainte-Marie-le-Clocher. Raoul Chadieu war der Schrecken des Dorfes, denn samstags betrank er sich noch mehr als an den anderen Tagen und suchte Streit.

Eines Tages fuhren seine Frau und er mit dem Zug nach Lille, die kaum zweijährige Blanche hatten sie einer Nachbarin anvertraut.

Auf der Rückfahrt geriet Chadieu, der wieder getrunken hatte, in Wut, und irgendwo zwischen Zuckerrübenfeldern stieß er seine Frau aus dem Zug.

Sie war auf der Stelle tot.

»Sie ist selbst rausgesprungen! Ich habe keine Ahnung, was plötzlich in sie gefahren ist. Sie war schon immer ein bisschen verrückt.«

Zeugen allerdings bestätigten, dass Chadieu sie hinausgestoßen hatte. Er konnte den Gendarmen entkommen. Es wurde eine regelrechte Verfolgungsjagd veranstaltet, er versteckte sich gut drei Tage in den Wäldern. Schließlich stellte er sich, aber nur, weil er ausgehungert war.

Drei Jahre später nahm er sich im Gefängnis das Leben.

Blanche war in der bedrückend engen Wohnung ihrer Tante Joséphine Bouillet aufgewachsen, die Schneiderin war und vielleicht auch ein bisschen verrückt.

»Deine Mutter wird froh sein, unsere Sachen in der neuen Wohnung einräumen zu können.«

»Wahrscheinlich.«

Alain stimmte nie eindeutig zu. Im Grunde interessierte es ihn alles nicht. Am Morgen hatten noch Berge von Wäsche und verschiedene Sachen in den Zimmern herumgestanden und -gelegen.

Jedes Ding musste seinen Platz finden; sie mussten sich an neue Handgriffe, ein neues Licht, neue Geräusche, an eine andere Umgebung gewöhnen.

»Sprechen deine Mitschüler darüber, was sie einmal werden wollen?«

»Manche. Nicht viele.«

»Wissen sie es noch nicht?«

»Manche wissen's schon. Die, die einmal das Geschäft ihres Vaters übernehmen werden.«

»Und die anderen?«

»Ich kenne einen, der Chemiker werden will.«

»Und du?«

»Darüber mache ich mir Gedanken, wenn es so weit ist.«

Alain blickte teilnahmslos auf den Verkehr auf der Autobahn, die ihm vertraut war, denn manchmal waren sie sonntags in den Wald von Fontainebleau gefahren.

Lag diese Teilnahmslosigkeit am Alter oder in seinem Charakter, diese tiefe Gleichgültigkeit gegenüber allem, was ihn umgab?

Als sie Clairevie erreichten, spielten einige Kinder auf den neuen Straßen. Die jungen Bäume wiegten sich im Wind. Flugzeuge zogen vorüber, stiegen fast senkrecht in den wolkenlosen Himmel.

Der alte Mann mit der Pfeife und den roten Augen war da, an seinem Platz im Fensterrahmen, wie ein lebloser Gegenstand, der zur Einrichtung gehörte. Er schien nichts zu sehen. War er blind? Vielleicht wurde er mehrmals am Tag dorthingesetzt, um frische Luft zu schnappen.

Fast alle Fenster standen offen, man hörte Musik, Stimmen, Nachrichten im Radio, eine wütende Mutter, die laut schimpfte und deren zerzaustes Haar einen Augenblick zu sehen war. Das Klatschen einer Ohrfeige unterstrich ihre Worte, und wie besänftigt schloss die Stimme:

»Du hast es nicht anders verdient!«

Er blickte seinen Sohn an. Alain, der nie in seinem Leben eine Ohrfeige bekommen hatte, rührte sich nicht, empörte sich nicht, zeigte kein Mitleid mit dem Kind.

»Ich mag diesen Eingang«, sagte Jovis, als sie durch die doppelte Glastür gingen, die der Eingangstür an der Place de la Bastille ähnelte, nur dass sich diese nicht automatisch öffnete.

Man trat in eine Eingangshalle mit Marmorboden. Eine Concierge gab es nicht. An einer Wand hingen in drei Reihen die Briefkästen mit den Namen der Mieter und der Nummer ihrer Wohnungen. Über jedem Kasten war ein Klingelknopf und daneben eine drei oder vier Zentimeter große vergitterte Öffnung.

»Wollen wir klingeln?«

Émile amüsierte das, Alain nicht. Er drückte auf den Knopf. Kurz darauf hörte man ein Summen und dann Blanchés Stimme.

»Ich habe das Auto gesehen«, sagte sie. »Ich weiß, dass ihr es seid.«

»Erkennst du meine Stimme?«

»Natürlich.«

»Was gibt's zum Abendessen?«